Danksagung:

Meinen lieben Freundinnen

Anna-Maria von Lossow und Carla Ruhstrat

für ihr unermüdliches Drängen, diese ursprünglich nur für

meine Familie gedachten Erinnerungen zu veröffentlichen.

Wol geboren bringet Ehr,

Wol erzogen noch viel mehr,

Wol gefreit Fried und Freud,

Wol gestorben die Seligkeit.

(So steht es über dem Stammbaum

der Familie Hinrichsen, der ab 1653 datiert)

Renate Ursula Vorster

Die Sektpulle

Impressum:
© 2014 Renate Ursula Vorster

Lektorat: Anna-Maria von Lossow
Covergestaltung und Satz: Angelika Fleckenstein, spotsrock.de
Fotos und Illustrationen stammen aus dem Archiv der Autorin

Verlag: tredition GmbH, Hamburg
ISBN: 978-3-8495-7823-7
Printed in Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Am 19. April.1933 wurde ich, Renate Ursula, als zweites Kind meiner Eltern in einer Privatklinik in Magdeburg ans Tageslicht befördert. Der Gynäkologe war mit seiner Familie meinen Eltern freundschaftlich verbunden.

Als Kind hatte mich besonders interessiert, wie der Doktor mit seinen waagerecht vorstehenden Frontzähnen, die niemals ganz hinter den Lippen verschwanden, überhaupt etwas abbeißen konnte. Vor jedem gemeinsamen Essen wurde ich ermahnt, nicht wieder so ungeniert auf den Mund des Doktors zu starren.

Zweieinhalb Jahre vor mir war meine Schwester, Karin-Monika, Mone genannt, geboren worden. Sie war ein besonders niedliches Baby und Kleinkind, wie die Photographien in den Familienalben zeigen.

Ich dagegen war nicht so gut geraten. Das machte ich wohl aber wett mit meinem allzeit fröhlichen Strahlen, wie man mir erzählte. Mein Vater wollte mich Pia-Angelika nennen, was meine Mutter gottlob verhindern konnte. Es wäre eine zu große Verpflichtung geworden, der gerecht zu werden ich nicht im Stande gewesen wäre.

Mama mit Bodo. Mama mit mir.

Schöne Grüße – Ansichtskarten aus dem alten Magdeburg

Magdeburg. Kaiser-Wilhelm-Platz

Die Postkarte zeigt den wohl am schönsten Platz des alten Magdeburg. Von der Höhe des Zentraltheaters in den dreißiger Jahren festgehalten, sieht der Betrachter in der Mitte das Rondell mit dem Reiterstandbild Kaiser Wilhelm des Ersten, davor die Wasserspiele, „Mutter Elbe und ihre Kinder" genannt. Umgeben von Bürgerhäusern, bildete der Platz die Verbindung zwischen der Altstadt und den nördlichen Stadtvierteln, der Nordfront und der Neuen Neustadt. Er wurde nach dem Abriß der Befestigungsanlagen im Norden der Altstadt von 1888 an angelegt. Im Hintergrund ist der Turm der im Jahre 1899 eingeweihten Deutsch-Reformierten Kirche am Kaiser-Otto-Ring zu erkennen. Der Platz wurde in den rund hundert Jahren seines Bestehens sechsmal umbenannt. Kaiser-Wilhelm-Platz, Staatsbürgerplatz, wieder Kaiser-Wilhelm-Platz (nach 1933), Deutscher Platz (nach 1945), Boleslaw-Bierut-Platz (ab 1951) und Universitätsplatz seit Januar 1990. Von der einstigen Schönheit des Platzes ist heute nichts mehr erhalten geblieben. tii/Aufn.: Archiv

Wir Kinder wurden bis zum Schulalter von einer Kinderschwester, Schwester Elfriede, betreut, da meine

Mutter meinem Vater in der Praxis half. Weil wir räumlich so dicht beieinander waren, fehlte es uns Kindern an nichts.

Mein Vater war Internist. Sein großes ärztliches Wissen und seine menschliche Hinwendung zu den Kranken und die liebevolle Art meiner Mutter, die immer Zeit für ein persönliches Gespräch fand, führten dazu, dass mein Vater bald, wie man so schön sagt, „einen Namen“ in Magdeburg hatte.

Meine Eltern hatten einen großen Garten mit Gartenhaus am Ende der Königstraße (heute Walter- Rathenau-Straße) gemietet, zehn Minuten vom Kaiser-Wilhelm-

Platz entfernt.

Dorthin wurden wir bei schönem Wetter, zunächst im Kinderwagen, später zu Fuß mit Schwester Elfriede zum Spielen geschickt. Begleitet wurden wir stets von unserem treuen Setterrüden Bodo, der es nicht zuließ, dass uns ein Fremder zu nahe kam.

Wir bewohnten eine große Wohnung am Kaiser-Wilhelm-Platz (heute Platz der Universität). Die Praxis meines Vaters war in unserer Wohnung untergebracht.

Meine Großmutter Hinrichsen, die auch in Magdeburg wohnte, habe ich gerade noch bewusst erleben dürfen. Sie nannte uns Kinder immer liebevoll „meine kleinen Lüttchen“ und hatte für alles, was wir anstellten ein fast überirdisches Verständnis.

So wurden wir, Mone und ich, als sie einmal krank war (wir waren etwa vier und sechs Jahre alt) auf ihren Wunsch hin zu ihr gebracht. Ihr Mädchen hatte Ausgang und sie wollte etwas Gesellschaft haben.

Verständlich, dass die Gesellschaft von kleinen Kindern, speziell auf alte, kranke Herrschaften, bald ermüdend

wirkt. So schlief sie ein.

Was sollten wir tun? Mone hatte eine gute Idee. Wir schlichen uns in das neben dem Schlafzimmer gelegene Wohnzimmer und schlossen leise die Türe. „Wir spielen Rutschebahn!“ Ein Sessel wurde umgekippt, das Bügelbrett aus der Küche geholt und abschüssig gegen den Sessel gelehnt. Aber die Kleidung erwies sich als bremsendes Hemmnis. Also wurde sie ausgezogen und jeweils dem Rutschenden ein Eimer Wasser hinterher gegossen. Da kam man in Schwung, das brachte Freude!

Nach einiger Zeit erwachte meine Großmutter durch unser Jauchzen und sah, wie das Wasser unter der Türe in ihr Schlafzimmer lief. Als sie im Wohnzimmer die Überschwemmung sah, lachte sie nur und rief: „Meine kleinen Lüttchen!“ Nach einem Telefongespräch mit meiner Mutter wurden wir zwei „Wassersportler“ abgeholt, und meine Mutter musste versprechen nicht zu schimpfen.

Großmutter Hinrichsen war von ihren drei Söhnen starken „Tobak“ gewöhnt, speziell von ihrem Jüngsten, meinem Vater, und hatte immer für alles Verständnis, was

ihre Brut anging. Aber davon später.

Der Kaiser-Wilhelm-Platz hatte in der Mitte eine sehr schöne, etwas erhöht gelegene, Kleinpark ähnliche Anlage, die man rundherum über Stufen erreichen konnte. Jahreszeitlich gemäß bepflanzte Blumenbeete, ein Wasserbecken mit Sitzbänken davor, und Kaiser Wilhelm in der Mitte auf einem Pferd sitzend, machten den Platz für Mone und mich, als wir etwas älter waren, zu einem beliebten Spielplatz.

Vor dem Haus, in dem wir wohnten, Kaiser-Wilhelm-Platz 8, war eine Straßenbahnhaltestelle. Wir hatten etwas Begeisterndes herausgefunden: wenn wir die Straßenbahn kommen sahen, legten wir schnell einen Pfennig auf die Schienen. Nachdem die Straßenbahn darüber gefahren war, holten wir ihn uns wieder. Voll Entzücken nahmen wir die Pracht auf. Der Pfennig war zu einem hauchdünnen, Rotgold schimmernden Plättchen ohne Prägung mutiert.

Wir beklebten kleine Dosen mit buntem Papier um darin viele dieser Kostbarkeiten zu sammeln. Immer wieder ließen wir Pfennige „bearbeiten“.

Als wir beglückt unseren Eltern unsere Schätze zeigten, hieß es nur: „Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert!“ Das Taschengeld, 50 Pfennig pro Woche wurde erst einmal bis auf weiteres gestrichen.

Das kam uns hart an, denn wir kauften uns davon gerne Lakritze und Süßholz in der Drogerie Kloster an der Ecke Kaiser Wilhelm-Platz/Königstraße. Das Ehepaar Kloster, das uns beide als ihre „kleinen Kundinnen“ bezeichnete, faszinierte uns. Beide waren rundlich und gemütlich.

Herr Kloster hatte Pomade in seinen schwarzen Haaren und einen tiefschwarzen Schnauzbart. Frau Kloster hatte „gelb“ gefärbte Haare, die zu einem üppigen Lockenkopf frisiert waren. Sie wirkten exotisch auf uns. So etwas bekamen wir sonst nicht zu sehen.

Gegenüber der Drogerie Kloster gab es den Milchladen Klische. Wenn man die Türe öffnete und wieder schloss erklang eine Glocke „Tiung, Tiung“. Wir kauften dort unsere Milch, die mit einer Kelle aus der großen Kanne in unseren „Henkelmann“ abgemessen wurde.

Meistens wurden wir Kinder geschickt. Dabei öffneten

und schlossen wir die Türe öfter als notwendig. Herr Klische mochte das gar nicht, sagte jedoch nichts. Wir waren ja treue Kunden.

Als unsere Großmutter starb, waren wir Kinder wenig beeindruckt. (Heute bin ich selber Großmama und finde das im Nachhinein ganz scheußlich!)

Wir hatten nun als neuen Hausbewohner ihren grünen Papagei, der hieß Lora! Lora hatte der älteste Bruder meines Vaters aus Buenos Aires seiner Mutter mitgebracht. Er war Schiffsingenieur und starb später an durchgebrochenem Blinddarm auf hoher See.

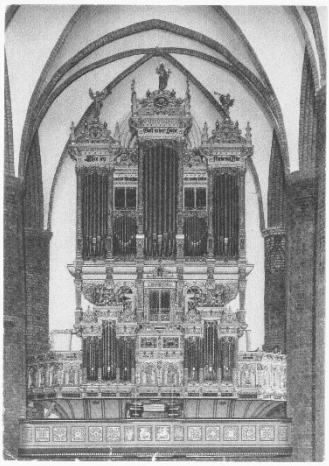
Der zweitälteste Bruder meines Vaters, Max, war zuvor in einem epileptischen Anfall beim Schwimmen ertrunken. Er lebte in Bethel. Früher wurde über solche Krankheiten - zumal mit uns Kindern - nicht gesprochen. Später, als junger Erwachsener, wollte man erst einmal das Spannende des eigenen Lebensweges erkunden. Man vergisst zu fragen. Ich bin nun die Letzte der Familie Hinrichsen und kann nicht mehr fragen. So stirbt mit jedem Menschen auch ein wenig Familiengeschichte. So muss auch ein Erinnern lückenhaft bleiben.

Zurück zu Lora. Sie kam mit einem großen Käfig zu uns und benahm sich wie eine Primadonna! Sie vergötterte meinen Vater, rief „eins, zwei, drei, Hurra!“ mit lang gedehntem „a“ des Hurra, wenn er das Zimmer betrat. Dann kletterte sie an das geschlossene Türchen des Käfigs und krächzte „Gute Lor! Gute Lor!“, bis mein Vater sie herausnahm und sie sich am geneigten Köpfchen kraulen ließ. Dann konnte sie herzhaft lachen. Meine Mutter wurde mit Nichtachtung gestraft, indem sie ihr den Rücken zudrehte. Uns Kinder und Bodo, den Setter, hasste sie geradezu. Wenn wir in die Nähe des Käfigs kamen, hackte sie mit Wucht gegen das Käfiggitter, sodass wir es nicht wagten, ihr auch nur einen Leckerbissen an zu reichen. So hatten wir uns das „Erbe“ nicht vorgestellt!!

Es war seltsam - als unser Bodo starb, trauerte Lora mit hängendem Köpfchen und rührte ihre Körnchen eine Woche nicht an, so dass wir um ihr Leben fürchten mussten. Langsam kehrte dann „eins, zwei, drei Hurra!“ und „Gute Lor!“ zurück.

Meine Großmutter, Helene Hinrichsen, war die Tochter des Emil Fromm. Im Alten Brockhaus steht über Emil

Fromm: Gesangskomponist, geboren 29. Januar.1835 in Spemberg, studierte Musik in Berlin und wurde Kantor in Cottbus, später Musikdirektor und Organist in Flensburg. Von seinen Männerchören („Der Helden Auferstehung“ und „Volkers Nachtgesang“) wurden mehrere preisgekrönt. Neben der Orgel der St. Nikolaikirche in Flensburg ist zu seinem Gedenken ein Epitaph angebracht. Ihm ist es zu verdanken, dass die herrliche Orgel nach der Zerstörung nicht abgerissen, sondern restauriert wurde. So schrieb mir der derzeitige Musikdirektor der Nikolaikirche.



Die Orgel der St. Nikolai-kirche in Flensburg.

Meine Großmutter Helene Fromm lernte, wie es damals üblich war, was für die Führung eines Haushalts nötig war und gab Klavierunterricht. So auch der späteren Frau Kaiser Wilhelms II, als sie noch ein junges Mädchen war.

Sie heiratete meinen Großvater, Marten Hinrichsen, dessen Vater Landmann war. Ihm gehörte der „Königsteinsche Haubarg“ bei Niebüll.

Mein Großvater studierte Tiermedizin in Hannover und war dort auch Corpsstudent. Er ließ sich nach dem Examen in Husum nieder, wo seine drei Söhne geboren wurden.

Meine Großeltern zogen später nach Münster, wo mein Großvater als „Geheimer Regierungsrat“ an der Regierung tätig war.

In Münster und Umgebung sollte dann mein Vater als

Schüler sein Unwesen treiben. In der Schule leistete er wenig und muss sich wohl als „Tunichtgut“ extrem hervor getan haben.

Seine beiden älteren Brüder nützten den zunächst gutgläubigen Jüngsten böse aus. Am Wochenende gab es Taschengeld. Dieses hatte mein Vater bei Richard und Max abzuliefern. Dafür „durfte“ er das Pferd sein, das die beiden in einem Bollerwagen sitzend, zu einer nahegelegenen Gastwirtschaft zu ziehen hatte, wo er – an einen Baum fest gebunden – mit den Füßen zu scharren und zu wiehern hatte, bis die beiden „Herren“ genüsslich ihre Brause zu Ende getrunken hatten. Dann durfte er die beiden unter munterem „Holla Hü“ wieder nach Hause ziehen.

Nach einigen so verlaufenen Wochenenden wurde

meinem Vater klar, dass es gut täte, einiges Geld in den Händen zu haben. Er sprach bei einem Beerdigungsinstitut vor, um sich als Kranzträger anzudienen. An einem Kind konnte man sparen, und so wurde er engagiert.

Als ein „Höheres Tier“ von der Regierung gestorben war, und ein großer Leichenzug zu Fuß den Sarg zum Friedhof geleitete, trug mein Vater wieder einen der Kränze. Auch mein Großvater, an der Seite eines anderen Regierungsbeamten, begleitete den Trauerzug. „Herr Hinrichsen, ist der Kranzträger in der ersten Reihe nicht ihr Sohn?“ Mein ahnungsloser, entsetzter Großvater verleugnete sein Kind. Diesem Geschäft wurde ein väterlicher Riegel vorgeschoben.

Wegen schlechter Schulnoten bereits in der Volksschule, waren vor dem Sitzenbleiben zweimal Schulwechsel notwendig. Mit intensivem Nachhilfeunterricht gelang es meinem Vater die Aufnahme in die Oberschule zu schaffen. Schule hatte jedoch keinen Stellenwert bei meinem Vater. Er hatte nur Flausen im Kopf.

Im katholischen Münster war ein Bildnis der Maria

Magdalena in der Eingangshalle des Gymnasiums aufgehängt. Darunter stand: „Sie hat viel gelitten und viel geliebt.“ Dahinter schrieb mein Vater, sich unbeobachtet glaubend und unter dem Gejohle der Mitschüler mit Kreide: „Jeden Tag einen anderen!“. Da spürte er einen harten Griff im Nacken. Es war der Schuldirektor, die „Krähe“ genannt. Ein weiterer Schulwechsel musste vorgenommen werden.

Meine Großmutter stand felsenfest hinter ihrem Sohn! Sie fand heraus, dass in der Nähe von Münster (der Name des Ortes ist mir entfallen) ihr Tanzstundenherr, der sie damals sehr verehrt hatte, Direktor eines Gymnasiums war. Der Knabe wurde gut eingekleidet, und auch die Mutter machte sich hübsch zurecht. Man machte sich per Bahn auf den Weg.

Überschäumend vor Freude: „Lenchen, dass ich dich wiedersehen darf!“ empfing der Direktor Mutter und Sohn. Nach ausgiebigem Schwelgen in Erinnerungen, welches meine Großmutter tatsächlich taktisch einsetzte, den Jungen jedoch langweilte, wurde gefragt: „In welche Klasse soll dein Sohn denn aufgenommen werden?“ „Er

geht in die Quarta.“, so das Lenchen. „Ich werde mit ihm in mein Zimmer gehen, um ihn zu prüfen.“, so der ehemalige Tanzstundenherr. Nach einer halben Stunde kamen beide zurück. Der Junge schien unbeeindruckt, der Lehrer wand sich: „Lenchen, du weißt, ich würde dir jeden Gefallen tun, aber was da gekommen ist, das reicht nicht einmal für die Sexta!“ Hand in Hand - und grußlos! - haben Mutter und Sohn das Schulhaus verlassen.

Als nächste Station wurde Osnabrück angepeilt, wo mein Vater auf wundersame Weise auch bis zum Abitur bleiben sollte. Eine freundliche, alleinstehende Dame vermietete ein Zimmer mit Kost und Logis an den Jungen. Fräulein Thies, so hieß die Dame, hatte ein Feinkostgeschäft, das im gleichen Haus war. Sie fütterte meinen Vater dergestalt, dass er bald an Leibesfülle erheblich zunahm. „Und wenn du nicht satt wirst, hol dir was du willst aus dem Geschäft!“

Meine Großmutter ließ von der Hausschneiderin zwei Anzüge nähen, einen ockerfarbenen, einen in dunkelblau, und schickte sie in einem großen Paket mit Anschrift und Absender nach Osnabrück.

Trug mein Vater den ockerfarbenen Anzug, johlten die Klassenkameraden: „Da kommt der Portugiese!“, trug er den dunkelblauen Anzug, schrien sie: „Da kommt der Spanier!“

Das konnte mein Vater nicht auf sich sitzenlassen! Er nahm das Paket, in dem die Anzüge geschickt worden waren, verpackte beide Anzüge darin und warf es anlässlich eines Wochenendbesuches bei seinen Eltern aus dem Zugfenster. Ein ehrlicher Finder schickte das Paket an den Empfänger zurück. Mein Vater blieb nun solange Portugiese oder Spanier, bis seine zunehmende Leibesfülle ein Tragen der Anzüge erübrigte.

Jetzt bat mein Vater seine Mutter, ihm eine Pelerine nähen zu lassen, damit man „die Dicke“ nicht so sieht.

Nun übte er in seinem Zimmer das Niederknien und Aufstehen, da er aufgrund seiner Leibesfülle befürchten musste anlässlich seiner Konfirmation am Altar nicht mehr in die Senkrechte zu kommen.

Auch das Verhältnis zu den Klassenkameraden musste gebessert werden. Er schnitt dicke Scheiben Wurst und